

75

Paul Parin

## Brief aus Grönland

I

>Nomen est omen<

Grönland liegt in Zürich. Das ist seit etwa einem Jahr bekannt. Man weiß es sogar in Amerika, weil der *New Yorker* es geschrieben hat und dann die Sonntagsbeilage der *New York Times*. Wer es nicht glaubt, kann auf der Autobahn über Winterthur anreisen: da steht mit schwarzem Spray auf Beton »Nach Grönland«; und wählt man die Swissair, heißt es »In den Tod«, mit Richtungspfeil. Beides etwas blaß, bereits gesäubert. Zürich war immer eine reinliche Stadt. Das Packeis ist schon länger da. Es besteht auch nicht, wie der *Spiegel* gemeint hat, aus einer altväterisch-bäuerlichen Mentalität, sondern aus einem dichten Netz von Verbänden, Interessenklüngeln und Pressure Groups, die sich ergänzen, verflechten, bekriegen, einander bei der Gurgel nehmen, wenn es um Profit geht, sich wieder die Hände reichen, wenn es zu wackeln beginnt, sich auch mal trennen, wenn die Verhedderung zu eng wird. Die Oberfläche glänzt allerdings nicht schlecht, altes Packeis, nur etwas Dreck darauf; die Bahnhofstraße, die Hotels, die SBB und die blauweißen Zürcher Trams, von den Autoschlangen gar nicht zu reden. Schreiben kann man über unser Grönland erst, seitdem es im Packeis kracht. Daß es bald schmelzen wird, glaube ich nicht.

Über was ich nicht zu schreiben brauche, ist leicht zu sehen. Die Struktur des Eises und die langsamen Gletscherströme sind längst erforscht und beschrieben, von Marx bis Ernest Mandel und weiterhin. Ist es einmal geschmolzen, fließt alles in den Strom der Geschichte und verliert sich dort. Die Beschreibung des grünen Landes, das darunter zum Vorschein kommen sollte, muß ich den Utopisten überlassen. Wahrscheinlich ist es auch gar nicht grün. Als der Asphalt vom Parkplatz neben dem Autonomen Jugendzentrum Zürich (AJZ) zuerst mit einem Preßluftbohrer und, nachdem die Polizei ihn den Jungen weggenommen hatte, mit Holzstangen aufgehebelt wurde, war darunter Schutt, viel Staub und etwas Erde. Um es ein wenig grün zu machen, mußten sie erst Gartenerde und Pflänzchen herschaffen.

Als Psychoanalytiker und Ethnologe studiere ich die Kräfte (oder Schwächen?), die Packeis zum Schmelzen bringen. Denn die wären für viele Leute interessant, die unter anderen äußeren und inneren Krusten leiden. Doch

76

schon mit der Benennung hat es seine Schwierigkeiten. Das Ding hatte keinen Namen, als es begann, heißt jedenfalls nicht Jugend-, Friedens-, Antiatom- oder Sonstwie-Bewegung. Am 30. Mai 1980 machte es erstmals Schlagzeilen. Junge Leute, die gegen einen Sechzig-Millionen-Kredit für den Umbau des Opernhauses waren, wollten die Besucher einer Gala-Eröffnungsfestvorstellung darüber aufklären und ihnen einen »unvergänglichen Opernabend« bereiten. Polizisten mit Helm und Schild, die in der Kunststätte gelauert hatten, stürmten heraus und stürzten sich auf die Störenfriede. Daraus hat sich ein Stil von Straßenkämpfen entwickelt, den ich als bekannt voraussetze. Etwa sechs Wochen später hieß eine erste Dokumentation *Die Zürcher Unruhe*; die Schriftsteller-Gruppe Olten, die das Buch herausgab, hatte damit den Geschehnissen vorläufig einen Namen gegeben.

Eine andere Unruhe als die im Buchtitel gemeinte war schon lange wahrzunehmen: beim Dollarsturz nach dem Vietnamkrieg zum Beispiel, dem Ölpreisauflschlag, dem überstürzten Bau riesiger neuer Gefängnisse in der Schweiz und 1974 bei der Volksinitiative der »Nationalen Aktion«, die gestartet wurde, um Fremdarbeiter gesetzlich hinauszuerwerfen, und die beinahe durchkam, sich jedoch nachträglich erübrigte, weil man die Unverwertbaren auch so loswurde. Wohlwollende Kreise der Bevölkerung nannten die jungen Unruhestifter Ajzler (von AJZ), worunter man sich einen fremden Volksstamm vorstellen könnte. Obzwar die Sache viel mit »Stämmen« zu tun hat, »die allein noch überleben werden«, sollte man eine genuin Zürcher Angelegenheit nicht derart exotisch verfremden.

Es wurde behauptet, daß die Unfähigkeit der Jungen, auch nur einen zügigen Namen für sich zu finden, auf einen Mangel an Organisation, auf Unklarheit der Motive, auf das Fehlen von Zielen, auf den gänzlichen Mangel an Struktur zurückzuführen sei. Ich neige dazu, die Namenlosigkeit als Ausdruck eines besonderen Identitätsgefühls anzusehen. Bekanntlich ist in vielen Sprachen der Ausdruck für »Mensch« gleichbedeutend mit dem für einen Angehörigen des eigenen Volkes. Das Identitätsgefühl eines solchen Volkes drückt aus: Die Menschen, das sind *wir*. Daraus folgt manchmal, jedoch keineswegs immer, daß die Anderen, die Fremden, keine Menschen oder gar Unmenschen sind. Das besondere Identitätsgefühl besagt, daß man sich kennt, miteinander verbunden ist: Das eigene Leben, wie es ist oder sein sollte, ist das menschliche, richtige und bedarf für sich selbst keines weiteren Namens. Höchstens nach außen hin muß man sich manchmal definieren, z. B. »*Wir* sind die Kulturleichen der Stadt«, »*Wir* sind die Kinder, vor denen unsere Eltern uns immer gewarnt haben«.

Schließlich nannte man sich in Vollversammlungen »d'Bewegig« (die Bewegung), eine Bezeichnung, die von Publikationsorganen übernommen

wurde und die auch ich beibehalte. Treffend kann ich den Namen nicht finden. Ein Engagement der Teilnehmer, wie etwa in der Arbeiter-, der Jugend-, der psychoanalytischen Bewegung, ist vorhanden. Doch ein wohldefinierter Personenkreis und eine einheitliche Zielsetzung, die die historischen Bewegungen auszeichnen, sind nicht festzustellen. Eher ist es eine Absetz-Bewegung.

In ganz anderem Sinne war inzwischen in Zürich so manches in Bewegung gekommen, was über die Bewahrung von Profit und Privilegien hinaus kein besonderes Engagement erforderte, dafür aber klare Zielsetzungen erkennen läßt. Gut gesteuerte Politiker versuchten, mit offenen Reden und stillen Intrigen eine interkantonale Polizei zu konstituieren, die größer, einsatzbereiter, besser ausgerüstet und noch anonym sein sollte als die bisherigen städtischen oder kantonalen Polizeikorps. Eine relativ liberal schreibende Tageszeitung wurde von Großfirmen mit dem Entzug von Anzeigen unter Druck gesetzt und gebändigt. Die Radio- und Fernsehgesellschaft wurde von führenden Politikern, darunter dem Stadtpräsidenten, angeklagt. U.s.f.

Von Anfang an gab es in Zeitungen und im Fernsehen einen anderen Namen. Man schreibt und spricht von den »Zürcher Krawallen«. Diese Bezeichnung verwende ich nicht. Sie will glauben machen, daß es in Zürich zu nichts anderem als zu Straßenkrawallen gekommen sei, obzwar die Krawalle immer wieder ausblieben (»Ohne Polizei kein Krawall«), während die Bewegung weiterging. Mit der Bezeichnung wird jedoch eine Fiktion propagiert, die vorerst wenig über die Bewegung aussagt, aber einiges über die Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt.

Ich selber stecke als »teilnehmender Beobachter« mitten drin im Packeis und will darum lediglich berichten, *wie* ich die Dinge zu fassen versuche. Diese Bescheidenheit eines Forschers ist echt: Wenn ihm die Sache selbst dunkel bleibt, schreibt er am besten nur über seine Methode, nennt sie »points of view« und überläßt anderen den Durchblick, den er nicht hat. So will ich es halten.

2

»Zürich ... Europas größte Kleinstadt« (*Der Spiegel*, 1981)

Die Definition als Kleinstadt stimmt nicht, weil das Idyllische fehlt und kein Rest einer engeren Gemeinschaft mehr da ist. Provinziell ist nur mehr das Schwyzer-Dütsch, das man hier spricht. Aber Zürich ist klein genug, eine unter noch kleineren schweizer Städten, und darum genügend übersichtlich, um zu untersuchen, warum und wie sich gerade hier seit über einem Jahr die groteske Komödie ums AJZ abspielt, die immer wieder dazu neigt, zum Drama zu entarten. Im Vergleich mit anderen schweizer Städten hat die Bewegung in Zürich

breitere Kreise erfaßt und hat sich hartnäckiger gehalten. In Genf z. B. blieb es lange ruhig. Dazu ist zu sagen, daß die innere Zone der Stadt Genf überhaupt nicht mehr von der besonders frustrierten Jugend bewohnt ist. Die entsprechenden Wohnquartiere sind zur City verwandelt, von Gastarbeitern (die ruhig sein müssen) und von wenigen Nobelfamilien bewohnt. Kaum eine Beiz (Kneipe) oder sonst ein Platz ist mehr so, daß junge Leute ohne viel Geld sich dort wohl fühlen würden. Sie kommen auch nicht mehr herein. Ihre Zentren liegen in der Peripherie und sind zum Teil »autonom«. Die Stadt »gehört« nicht mehr ihnen. Anders in Zürich. Auch hier ist die Verwandlung der City mächtig fortgeschritten. Die Wohnstruktur ist nicht gar so verschieden. Doch hat die in Außenbezirke gedrängte Jugend die Stadt nicht aufgegeben. Im Dörfli (Niederdorf, die Altstadt) und in den Kreisen 3 und 4 sind zahlreiche Beizen und nicht wenige Orte, wo man sich treffen und noch etwas kriegen kann (ich meine nicht nur Shit). Seit etwa zehn Jahren kommt man abends mit den Töfflis (Kleinmotorräder) herein. Wer an einem schönen Sommerabend durchs Dörfli spaziert, kann sich davon überzeugen. Zürcher Jugend verlangt darum ihr AJZ mitten in der Stadt, die noch die ihre ist.

Was wollen die Behörden, mit ihrer Fiktion vom Krawall? Man hat der Zürcher Regierung vorgeworfen, sie sei besonders repressiv oder unsicher, schwach, phantasielos, die Verwaltung sei besonders bürokratisch und stur oder schwankend und nachgiebig. Nach dem Nürnberger Verhaftungskandal hat der Bayerische Ministerpräsident die Zürcher Polizei für ihre Härte gelobt und wegen ihrer Ausrüstung mit Wasserwerfern, die Gasmisch spritzen, ihrer Tränengasbomben und Hartgummigeschosse beneidet. Der Neid ist zu verstehen. Und alle Vorwürfe sind berechtigt. Dennoch treffen sie nicht das Richtige. Sie beziehen sich auf den äußeren Anschein und lassen die Ursachen weg. Unsere Stadträte sind nicht weicher, härter, ungeschickter oder weniger intelligent als die anderer Städte. Sie regieren nur unter anderen Bedingungen.

Im Stadtkanton Genf sitzen in der Regierung Vertreter der eigentlich mächtigen Schichten, der großen Unternehmen, und längst wird dort auch eine sehr aktive linke Opposition (die kommunistische »Partei der Arbeit«) in die Regierung gewählt. Die Interessen der gegensätzlichsten Schichten sind in Regierung und Verwaltung vertreten. Die Mächtigen und die weniger Mächtigen haben Genf nicht aufgegeben, sie sind an ihrer Stadt beteiligt geblieben. In Zürich hingegen hat sich die Finanz- und Geschäftswelt ungleich großartiger entwickelt. Die Interessen der maßgebenden Kreise weisen nicht mehr auf die Stadt, die ihnen nur noch als Wohnsitz dient, kaum mehr auf die Schweiz. Regierung und Verwaltung wurden längst der »politischen Schicht« konjunkturell aufsteigender Bürger und Kleinbürger überlassen,

die aus Gewerbe, Handel und den verschiedensten Dienstleistungsbetrieben kommen, gleichgültig ob sie für die bürgerlichen Parteien oder für die Sozialdemokratie optiert haben. Eine Gruppe von Organisatoren sollte es gänzlich widerstreitenden Interessen, die nicht die ihren sind, recht machen. Die großen, mächtigen Unternehmen geben höchstens hie und da einen Wink (im letzten Jahr oft mit dem Zaunpfahl in den Kommentaren der *Neuen Zürcher Zeitung*), wie man sie zufriedenstellen sollte. In Zürich bemühen sich Regierung und Verwaltung lediglich darum, daß die Maschinerie reibungslos weiter funktioniert wie bisher, während sie zu den eigentlich politischen Entscheidungen ebensowenig zu sagen haben wie bei einer Vollversammlung im AJZ. Ihre Aufgabe ist es, reibungsloses Funktionieren zu garantieren. Sie können Bedürfnisse und Forderungen nicht als Ausdruck von Konflikten begreifen und behandeln, sondern nur als Störungen, als Sand im Getriebe. Ihr politisches Interesse an der Stadt ist das ihres eigenen Fortbestehens; darum ist ihr Verständnis ebenso reduziert wie ihr Verhaltensspielraum. Aus dieser besonderen Situation läßt es sich verstehen, wieso Stadträte, gebildete und intelligente Menschen, öffentlich erklären können, daß die Berichterstattung des Fernsehens oder ein ethnologischer Videofilm über die Geschehnisse auf der Straße Ursache (!) dessen seien, was da geschieht. Oder daß Drahtzieher, Ausländer, ein harter Kern, Chaoten, Linke, Pfarrer, Intellektuelle das verursachen, was schon längst als Unzufriedenheit vorhanden ist, die sich nun einmal um ein AJZ artikuliert hat.

Das soll nicht heißen, daß die Exekutive keine Strategie, keine Linie und keine davon abgeleitete Taktik verfolgt. Diese ist nur nicht politisch, wenn man unter Politik die Austragung von Konflikten versteht, die von widersprüchlichen Interessen herkommen. Der Grundgedanke ist folgender: Alle, die stören, und alles, was das Funktionieren der Maschinerie Zürich, die von Regierung und Verwaltung als Dienstleistung in Gang gehalten werden muß, beeinträchtigt oder beeinträchtigen könnte, ist mehr oder weniger antisozial, in leichterem oder schwererem Ausmaß kriminell und muß daher bestraft, bekämpft, eliminiert werden. Wenn ich sage »Grundgedanke«, meine ich nicht, daß eine Absprache oder Anweisung nötig gewesen wäre, das zu formulieren und weiterzugeben, sondern daß die Linie von Anfang an da war und als einzig richtige mit Wort und Tat bestätigt, legitimiert, befolgt wurde.

Die Behauptung, daß dieses Konzept schon vor dem berüchtigten 30. Mai 1980 bestand, ist leicht zu belegen. Wie wurden Jahre vorher Atomkraftwerkgegner behandelt? Warum wurden schon im April 1980 die »Renovieren statt Demolieren«-Leute, die sich höflich an die Liegenschaftsverwaltung der Stadt gewandt hatten, die nichts besetzt oder zerstört, sondern lediglich repariert hatten, mit großem Polizeieinsatz verhaftet, festgehalten, erken-

nungsdienstlich behandelt, wie es sonst nur bei erheblichen Kriminaltaten geschieht? Darum wußten der Stadtrat und mit ihm die Öffentlichkeit von Anfang an genau, wie das Ding zu heißen hatte: Krawall.

Daß es um Legitimation einer Strategie ging, heute noch geht und leider wohl auch weiter gehen wird, könnte man an unzähligen Ereignissen aufweisen. Eines davon, das ich von A bis Z mitangesehen habe: Vor der »Demonstration der Unzufriedenen« am 21. Juni 1980 gab es sechs unsinnige Präventivverhaftungen; für Zürich ein unerhörter Eingriff. Dann war eine Vollversammlung am Helvetiaplatz erlaubt (beim Poch-Fest – POCH = Progressive Organisationen Schweiz). Danach war der Demonstrationzug verboten, wurde aber geduldet; verlief auch friedlich. Dann wurde die Quaibrücke vor etwa 9 000 Demonstranten mit starken Polizeikräften verriegelt, der Befehl zum Angriff auf die Rechtsbrecher gegeben. Dann allerdings ein kurzer Einbruch der Wirklichkeit: Ein Polizeioffizier ist vernünftig, erwirkt die Rücknahme des Befehls, und die Schlacht zwischen der legitimen Gewalt und den »Rechtsbrechern« wird für diesmal vermieden.

Oberflächlich gesehen ist das Schwanken und Unsicherheit. Offensichtlich kann es sich nur darum handeln, etwas in Gang zu bringen, unschöner gesagt, zu provozieren, was dann, wie man schon vorher wußte, höchst gefährlich, antisozial und kriminell ist. Es *muß* etwas Ungesetzliches, womöglich Gewalttätiges passieren. Dann kann man es beseitigen. Die gleiche Strategie hat bisher Öffnen und Schließen, Freigeben und Eingreifen im AJZ bestimmt und wird es, wie ich fürchte, weiter bestimmen.

3

»Jeder Müller, vom Ersten bis zum Letzten seines Stammes, hat stets den Anschauungen seiner Zeit gehuldigt. Keiner von ihnen ist verantwortlich für seine Taten und Worte. Aus jedem spricht nur jene Meinung, die die Regierenden den Untertanen zubilligten.«

(Walter Mehring, *Müller. Chronik eines Teutschen Stammes*, 1960)

Die Müllers, im Sinne obigen Zitats, geben in Zürich den Ton an. Ihre Übermacht und Überzahl ist hier wahrscheinlich noch bedeutender als in der Bundesrepublik, denn die Erschütterungen von 1918 und 1945 haben die Schweiz kaum berührt. Die Eidgenossen haben keinen Anlaß gehabt, eine Vergangenheit zu bewältigen, die sie nur indirekt und untergründig betraf. Die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre ist als Episode historisch eingebettet in eine fortschreitende Prosperität, die von der Ausnützung geographischer und historischer Besonderheiten lückenlos zur stillen und deshalb beinahe unbemerkten Ausbeutung der Dritten Welt übergegangen ist. An dem System sind alle beteiligt, wenn auch sehr unterschiedlich privilegiert, potentielle Aufsteiger

in einer Nation, die unter den Industrienationen den kleinbürgerlichen Aufstieg ökonomisch und politisch zur Staatsmaxime

81

erhoben hat. Anderen Staaten, gleichsam der herrschenden Weltklasse, ist es überlassen, Aufstieg und Überleben zu bestimmen. Die Schweiz als Gesamtkleinbürger muß darauf achten, die Großen nicht zu verstimmen (bewaffnete Neutralität) und vor allem ihrer Ideologie in lückenloser Konformität zu gehorchen. Trotz einer Tradition, die untertänige Staatsgläubigkeit als unschweizerisch ablehnt, sind die Anschauungen der »Regierenden«, von denen Mehring spricht, ebenso fest in der Staatsraison wie in den Bürgern verankert. Die erkannte Notwendigkeit gemeinsamer Interessen ergibt einen dichten Konsens, der um den Preis der Verleugnung einer immer bedrohlicheren Wirklichkeit aufrecht erhalten wird. Bis eben »Bewegung« in das geschlossene System gekommen ist.

Ich beziehe Informationen über die Weltlage hauptsächlich aus der *Neuen Zürcher Zeitung*, *Le Monde*, dem *Spiegel*, dem deutschen und schweizer Fernsehen. Die übrigen Bürger (Bewegte oder Etablierte) lesen und hören nicht viel anderes. Alle könnten wissen, welche Gefahren nicht nur in Atomkraftwerken, sondern ebenso in gestapelten Atombomben liegen, daß Autobahnen nur eines der Zeichen für die allgemeine Zerstörung der Umwelt sind, daß die Wohnungsnot nur eines der Merkmale der Verdrängung des Menschen zugunsten von Geschäft und Bürokratie ist, daß jede Gewaltherrschaft in Asien oder Amerika daran erinnert, daß jährlich Millionen Kinder verhungern und die Leiden der Menschheit noch rascher zunehmen als die Bevölkerung der Kontinente. Daß die Bewegung darauf reagiert, sich an dieser Realität orientiert, daran ist kein Zweifel möglich. Das Rätsel, wie die »Müllers« es anstellen, dies alles *nicht* zu sehen oder so zu leben, als ob es die Erfindung einer Science fiction wäre, ist schon schwerer zu lösen.

Im letzten Sommer gab es ein ungeplantes Experiment im Schweizer Fernsehen, das das Problem ein wenig erhellt. Zwei »Junge« waren erschienen, um mit zwei Stadträten, dem Polizeichef und einem wohlmeinenden prominenten SP-ler über die Krawalle in der Stadt zu diskutieren. Sie nannten sich Herr und Frau Müller, und sie waren kostümiert (auch sprachlich) als Kinder aus dem gehobenen etablierten Mittelstand. Daraus entwickelte sich ein politisches Kabarett, das Walter Mehring an sarkastischer Bloßstellung bei weitem übertraf; denn die Vertreter der Obrigkeit und die beteiligte Öffentlichkeit waren echt. Gespielt haben nur die Müllers: »Tränengas gegen die Jungen ist viel zu weich, Napalm wäre schon besser; das AJZ schließen genügt nicht, dem Erdboden gleichmachen!; mehr Polizei, das genügt niemals, die Armee muß her; an die Wand stellen, erschießen, nach Moskau mit ihnen!« Wir mußten lachen; aber wirklich aufschlußreich waren die Vertreter der Behörden. Sie merkten lange nicht, wie absurd und

aggressiv das war, was die zwei vorbrachten, und verwahrten sich lediglich, gerade *so* hätten sie's ja nicht gemeint. Emilie Lieberherr, SP, Vorsteherin des

82

Sozialamtes, glaubte lange, das Fernsehen habe sich einfach geirrt und »normale« Jugendliche eingeladen, statt solcher aus der Bewegung. Als sie schließlich merkte, was gespielt wurde, war sie allerdings empört darüber, daß man sie TV-gemäß verarscht hatte. Doch nicht über Text und Kontext des Gesagten. In den nächsten Tagen zog die Öffentlichkeit nach. Der Direktor des Fernsehens mußte sich entschuldigen: So etwas komme nie mehr vor. Die Polizei verriet den richtigen Namen der falschen Frau Müller dem *Blick* (entspricht der Bild-Zeitung), und das arme Mädchen wurde mit Drohbriefen und nächtlichen Anrufen an den Rand des Verfolgungswahns getrieben.

Plötzlich war, scharf wie in einer Blitzlichtaufnahme, zu sehen: Sobald die Obrigkeit spricht, ist jede Aggression gestattet und nötig gegen die, die ihr nicht blindlings folgen. Respektlosigkeit gilt als äußerste Bedrohung eines ideologischen Systems, das die Staatsgläubigkeit als Pflichtleistung aller Bürger benötigt, um eine andere Wirklichkeit auszulöschen. Im Grunde könnte nur eine kollektive Hirnwäsche der bewegten Jugendlichen die Stadt vor Unheil bewahren. Da die Jungen selbst keine Macht haben, auch keine wollen, nur »happyness now«, muß es wohl die Macht der düsteren Zukunft sein, die ihre Bewegung bestimmt und die man fürchtet. Das nehme ich an, denn ich glaube, daß dieser Faschismus der Gesinnung, wie so mancher andere, erst durch die Bedrohung von Machtmonopolen und Privilegien auf den Plan gerufen wird.

4

»>Unverständlich sind uns die Jungen<  
Wird von uns Alten beständig gesungen.  
Meinerseits möcht' ich's damit halten:  
>Unverständlich sind mir die Alten<,  
(Theodor Fontane, 1819-1898)

Wieso sind es gerade junge Menschen, zwischen 15 und 22, ohne Lebenserfahrung und ohne höhere Bildung (es sind nur wenige Studenten dabei), die auf die Gefahren und Probleme so heftig reagieren, während die Alten besonnen, vernünftig und blind bleiben? Darauf gibt es zwei Antworten, je nachdem, was man unter Vernunft versteht. Wenn zu wenig Wohnraum vorhanden ist, scheint es den einen vernünftig, halb kaputte, leere Häuser instandzusetzen und wieder zu bewohnen. Die vernünftigen Argumente der anderen, der »Alten« jedes Lebensalters, sind

bekannt. Und doch bleibt die unbehagliche Frage bestehen, ob es angeht, den »Jungen« zuzutrauen, daß sie komplizierte Verhältnisse richtiger sehen ...

Alle Kinder machen bis etwa zum Alter des Schulbeginns eine konfliktvolle innere Entwicklung durch, die sie in den folgenden Jahren für eine dauerhafte Anpassung an äußere, an die sozialen Verhältnisse empfänglich

83

macht, denen sie in Familie, Heim und Schule ausgesetzt sind. Die Psychoanalyse spricht von Latenzzeit, weil die inneren Kämpfe verstummt zu sein scheinen. Es ist, als ob die Unruhe und Neugier, die eigenständige Energie, die kleinere Kinder auszeichnen, einem mehr oder weniger vollständig gelingenden Sozialisationsprozeß Platz gemacht hätten. Wo diese Sozialisation mißlingt, muß man den Verhältnissen, dem »broken home«, dem Ungenügen der Erzieher die Schuld geben. Erst zur Zeit der Pubertät kommt Unruhe auf. Man spricht von Adoleszenzproblemen und hofft, daß so um zwanzig alles wieder zur Ruhe kommt. Mit dem Eintritt ins Berufsleben, mit der Überwindung der Flegeljahre und einer Identitätskrise könnten die unverständlichen, unverantwortlichen jungen Leute in die ruhige Bahn des erwachsenen Lebens einmünden. In vielen »primitiven« Gesellschaften wird dieser Entwicklungsschritt durch Initiationsrituale in die richtige Bahn gelenkt. Man inszeniert unter eingreifenden und oft körperlich qualvollen Ritualen den Tod des Kindes im Menschen, den Untergang seiner Abhängigkeit von Vater und Mutter und feiert die Wiedergeburt des sexuell reifen und sozial verantwortlichen Wesens. Diese besondere Fürsorge der Erwachsenenwelt erstreckt sich unter patriarchalen Verhältnissen vor allem auf die Jünglinge. In der Schweiz hat die Rekrutenschule mit ihren Ritualen und besonders in der emotionalen Bewertung, die sie in der Öffentlichkeit erfährt, viel von einem Initiationsritual. Doch auch Mädchen müssen, meist in weniger dramatischer Art, lernen, ihre früheren Triebziele und Liebesbindungen aufzugeben, um nun selber bereit zu sein, Frau und Mutter zu werden.

Was von außen wie eine unerwünschte, aber unvermeidliche Krise aussieht, die möglichst rasch und vollständig überwunden werden muß, ist indessen ein Entwicklungsschritt, der im Inneren Möglichkeiten und Energien freisetzt, die in jedem anderen Lebensalter fehlen. Die verinnerlichten Gebote und Verbote aus der Kindheit (Überich) verlieren – vorübergehend – ihre absolute Gültigkeit; die von den Eltern abgeleiteten Ideale und Vorbilder (Ich-Ideale) können recht frei gegen andere ausgetauscht werden; mit den neu erwachenden sexuellen Trieben (Pubertät) treten Wünsche auf, den engen Kreis vertrauter Liebeswahlen zu verlassen, neue Freundschaften und Lieben zu suchen. Das von den praktischen Abhängigkeiten und emotionalen Fesseln befreite Ich wird offener gegenüber den eigenen verdrängten Wünschen und entwickelt

die Fähigkeit, die Umwelt mit neuen Augen anzusehen, die widersprüchlichsten und dunkelsten Verhältnisse zu durchschauen, um für sich selber zu besseren und lustvolleren Lösungen zu kommen. Viele Menschen glauben sich zu erinnern, daß sie später nie mehr so intelligent waren wie mit fünfzehn, sechzehn; bis das Leben alles wieder erlöschen ließ. Neben Perioden der Dumpfheit, Depression und Askese enthält jede Adoleszenz die Möglichkeit zur Kreativität, nicht nur weil alte,

84

innere Schranken wegfallen, sondern auch weil die mächtig erwachende Emotionalität die Energie zur Integration neuer Eindrücke mit den eigenen Wünschen und mit der sich erschließenden vielfältigen Welt hergibt. Der Psychoanalytiker Kurt Eissler (*Goethe, A Psychoanalytic Study 1775-1786*, Detroit 1963) meint, es lasse sich nachweisen, daß die schwierige Zeit der Adoleszenz das einzige Lebensalter ist, in dem der Mensch die Fähigkeit zu wirklicher Kreativität hat. Ein Genie wie Goethe habe die seltene und seltsame Fähigkeit gehabt, seine Pubertät immer wieder bis ins höchste Lebensalter zu wiederholen.

Neu ist diese Auffassung nicht. Seit jeher hat man der Jugend trotz aller Klagen über ihre Unvernunft bestimmte Eigenschaften zugeschrieben: Wachheit der Wahrnehmung, Ablehnung alles Bestehenden und Festgelegten, die Neigung, auf Rat nicht zu hören, den eigenen Bedürfnissen zu folgen und Unvernünftiges frech zu wagen. In den meisten Gruppen der Bewegung bemerkt man Ansätze, Neues zu erfinden, Humor und Phantasie, die kurz vorher noch ganz gefehlt haben. Ist diese Jugend eigentlich dumpf und düster oder eben doch begabt und voll Leben?

Kreativität kann sich nur entfalten, wenn etwas gestaltet werden kann. Die eng verplante Welt einer Stadt wie Zürich bietet dafür unendlich schlechte Bedingungen. Was unter Pädagogen der »Neue Sozialisationstyp« heißt, ist hier (und wohl auch anderswo) die Reaktion auf Verhältnisse, die keine Entfaltung gestatten. Kinder, deren individuelle Entwicklung durch unempathische Eltern nicht gefördert oder gar schwer beeinträchtigt worden ist, laufen Gefahr, in der Adoleszenz passiv und selbstbezogen zu werden, weder Anteilnahme noch Wißbegier zu entwickeln. Aber gerade auch die anderen, die in einem stürmischen Entwicklungsschritt den expansiven Drang der Adoleszenz am meisten spüren, prallen in unseren Verhältnissen auf Einschränkungen jeder Art, die ihnen unerträglich sind. Unter diesen Umständen ziehen auch sie sich, oft mit Hilfe von Drogen, auf sich selbst zurück und täuschen einen neuen Typ fehlgeschlagener Sozialisation vor. Solange es keine »Bewegung« gibt, finden die freigesetzten Kräfte keinen Raum. Daher das dumpfe Bedürfnis, der laut artikulierte Anspruch: An einem autonomen Ort, der frei wäre von den Zwängen und Einschränkungen, die für die Etablierten gelten, lasse es sich doch noch leben.

Daß der Druck, der viele Junge stumpf, dumpf und tatenlos werden läßt, nicht zur Folge hat, ihre – wie ich behaupte – scharfe Wahrnehmung komplizierter Verhältnisse und die realitätsgerechte Einschätzung gegenwärtiger und künftiger Gefahren auszulöschen, muß nicht verwundern. Die Schranken zwischen dem bewußten Denken, der intelligenten Verarbeitung einer Wahrnehmung und den unbewußten, von Gefühlen gesteuerten Prozessen sind in diesem Lebensalter durchlässiger, gleichsam aufgelockert. Auch Witz und Humor beruhen darauf, daß Verdrängtes zugänglich wird,

85

daß dem Ich »Gegenbesetzung« erspart wird. Genau wie Künstler und Poeten sehen und wissen Jugendliche mehr als Fachleute, Wissenschaftler und ähnliche imponierende Intelligenzen. Bei Sigmund Freud ist über diesen psychischen Vorgang zu lesen: »Der vorbewußte Gedanke wird für einen Moment der unbewußten Bearbeitung überlassen, und deren Ergebnis alsbald von der bewußten Wahrnehmung erfaßt« (»Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«, GW Bd. 6, S. 189).

Was so jugendlich-künstlerisch-intuitiv wahrgenommen wird, ist allerdings sehr ernst, traurig, furchtbar, zum Verzweifeln. Daher kommt der tragische Unterton, der noch die witzigsten Proteste und frechsten Streiche begleitet. Sie sind jung, ungebunden durch Formeln, Gesetze und Strukturen und dabei doch wie traurige Clowns. Auch das wissen sie und haben schon vor einem Jahr auf die Mauern gesprayt: »Wir haben Grund genug zum Weinen auch ohne euer Tränengas«.

5

»Der Mensch hat ... die Fähigkeit ..., den Dingen symbolische Bedeutung zu verleihen. Er kann, so scheint es, jeden beliebigen Gegenstand mit jeder denkbaren Bedeutung ausstatten.«

(Harold Lincke, *Instinktverlust und Symbolbildung*, Berlin 1981)

Die tiefe Abneigung dagegen, sich selber eine organisatorische Struktur zu geben, hat der Bewegung ernsthafte Schwierigkeiten eingebracht. Zeitweise schien es, als würde sie geduldet, könnte einiges erreichen, wenn sie nur bereit wäre, eine Verhandlungsdelegation zu wählen und bindende Verträge abzuschließen. Der extreme Individualismus der Bewegung wirkt sympathisch, ist aber reichlich verwirrend. Man ist zwar irgendwie solidarisch miteinander; doch für Mitmachen oder Abspringen, für jede besondere »action« ist jeder nur sich selber verantwortlich. Das erinnert an das ursprüngliche anarchistische Prinzip; nur weiß kaum jemand aus der Bewegung, wer Bakunin war. Eher trifft die Erklärung zu, daß bei den Bewegten jede hierarchische Ordnung, jede ordnende und strafende Autorität Abscheu, geradezu Ekel hervorruft.

Das, was in der Umwelt und fest verinnerlicht als zweite anerzogene Natur Dumpfheit und Unbewußtheit erzeugt, wollen wir nicht mehr. Es droht, uns wieder brav und tot zu machen, wenn wir es auch nur andeutungsweise zulassen. Berührungsangst vor dem, was man als Kontrollzwang in sich trägt und spürt. Nicht eine politische Entscheidung und schon gar nicht die Unfähigkeit, sich eine Organisation zu geben, sondern die emotionale Bedeutung, die ein bestimmtes Ordnungsgefüge zum Symbol erhebt, ist bestimmend für diese Weigerung.

Das AJZ mitten in der Stadt, autonom, ohne den Einfluß, Eingriff, Zugriff des Staates und der etablierten Arbeits- und Sachzwänge, hatte von

86

Anbeginn neben seiner praktischen eine symbolische Bedeutung. Im Lauf eines Jahres nahm der emotionale Gehalt des Bedeutungsträgers AJZ zu, der konkrete Gegenstand wurde daneben relativ weniger wichtig. Zum Beweis: Kürzlich hat die Vollversammlung die vorübergehende Schließung des endlich erkämpften AJZ beschlossen, aus Protest gegen Verhaftungen und Strafverfahren.

Der Mensch hat allein und ganz besonders in solidarischen Gruppen die Fähigkeit, jedem beliebigen Gegenstand eine bestimmte Bedeutung zu verleihen. Ein Stück Stoff kann nicht bloß ein Zeichen für Vaterland sein; als Fahne ist es zum Vaterland geworden. Ist die Wandlung zum Symbol einmal geschehen, bleibt es gleichsam naturwüchsig und für immer das, wozu es gemacht worden ist. Bei der Analyse politischer Ereignisse wird oft übersehen, daß der Schritt zum Symbol, an das sich Hoffnungen knüpfen und Leidenschaften heften, ein obligat emotionaler ist. Traditionen und Erfahrungen, Vorlieben oder Ideen sind nur Vorbedingungen. Nur ein ganz konkreter Gegenstand, der genügend heftige Emotionen hervorruft, der »besetzt« werden kann, ist geeignet, zum gesellschaftlich wirksamen Symbol transponiert zu werden.

In der kurzen Zeit von einem Jahr hat sich der Vorgang, die »Besetzung« eines Symbols, wie in einem Lehrstück oftmals wiederholt. Eine höchst aktive Arbeitsgruppe »Strafjustiz und Psychiatrie« mit Leuten, die in der Bewegung mit dabei waren, besteht seit mehreren Jahren, hat publiziert (u. a. im *Kursbuch* 56) und eine »Tonbildschau« produziert, über Untersuchungshaft, Knastbedingungen u. ä., worüber sich Hunderte junger Leute Sorgen machen mußten. Im Sommer 1980 wurde ein verurteilter Einbrecher, Walter Stürm, der mehrmals aus Gefängnissen ausgebrochen war, für Justiz und Strafvollzug zum Testfall dafür, ob man in den allenthalben neu eingerichteten Sicherheitstrakten zum Selbstmord oder zur Selbstaufgabe getrieben werde. Einige Juristen und Psychiater protestierten in Inseraten dagegen. Die Bewegung ließ das kalt. Erst im Herbst verschärften die Behörden ihren Kampf gegen das Grüppchen, das schon lange gegen die Isoliermethoden protestierte; die Verhaftung des Anwalts von Stürm machte Schlagzeilen. Als schließlich am 13. Dezember, gut sechs Monate nach Beginn der öffentlichen Debatte) eine

Pressekonferenz vor der Strafanstalt stattfand, kam eine größere Handvoll Leute aus der Bewegung hin, machte Lärm, sprayte und ruinierte ein paar Videokameras. Aus den Fenstern des Gefängnisses hängten Strafgefangene ein Leintuch (darauf geschrieben: »Solidarität«) und machten am nächsten Tag eine kleinere Gefängnisrevolte. Seither ist der Kampf gegen Isolationshaft und Sicherheitstrakte dringendes Anliegen und Kampfstoff der Bewegung, ist aus ihr nicht mehr wegzudenken oder gar wegzukriegen.

In einem analogen Vorgang, so scheint es, haben sich endlich die diversen

87

Bewegungen in der Bundesrepublik, die Hausbesetzer, Alternativen, Grünen und andere gegen die Lagerung von Atomwaffen gewandt und sind dabei, sich zur Antiatomkriegsbewegung zusammenzutun. All die gefährlichen Lagerungen und Basen waren längst bekannt, und auch wohl, daß sie bedrohlicher sind als ein AK-Werk, das schließlich eher dadurch schadet, wie man es polizeilich beschützt und wenn es mal kaputtgeht. Dennoch gingen 100 000 nach Brokdorf und niemand zu den Silos und Abschlußrampen. Bis endlich die große Politik und im *Stern* und *Spiegel* veröffentlichte Lagepläne der Sache wieder genug Gestalt gegeben haben. Jetzt kann man die verborgenen Apokalyptiker »besetzen« wie einen Kühlturm aus Beton. Je weniger theoretischen Ballast, Parteilinie und Organisation eine Bewegung hat, desto mehr ist sie auf Symbole angewiesen, die Gestalt haben, die Emotionen zu sinnvollen (oder sinnlosen) Handlungsabläufen organisieren.

6

»The harder they come the harder they fall.« (Jimmy Cliff)

Mein Brief aus Grönland darf unvollständig bleiben. Ich schreibe keine Chronik und gebe keine Erklärung, teile nur einige Versuche mit, der Sache näherzukommen. Doch *einer* ernsten Frage darf ich wohl nicht ausweichen: Wie stehst du selber zur Gewalt, wie steht es um dein eigenes Unrechtsbewußtsein?

Ich kann nicht leugnen, daß ich bis heute darüber staune, wie wenig chronische Aggressivität die Brutalitäten der Polizei, eine unheimliche Justiz, die sich nicht mehr an ihre eigenen Regeln hält, und die bösen Töne der Bürger und der bürgerlichen Parteien bei den Jungen bisher erzeugt haben. Ihre spontane Gewalt war bisher nur gegen Sachen gerichtet, und selbst im Handgemenge sind sie zumeist merkwürdig schonlich mit Personen umgegangen. Das finde ich gut.

Ich kann nicht erklären, warum das so ist und wie es kommt, daß Witz, Humor und Happenings sogleich wieder die Szene beherrschen, sobald der Druck etwas nachläßt. Wenn ich mich recht

erinnere, gehörten Humor und Phantasie in den sechziger Jahren doch eher zum Programm und spielten im Geschehen nur eine kleine Rolle. Ich vermute, daß diesmal die Abwendung von äußerem Zwang und der Versuch, Gefühle von innen her zuzulassen, mediatorische Fähigkeiten freisetzen, die zwischen unbewußten triebhaften Wünschen, den dagegenstehenden Überichgeboten und den Einschränkungen einer harten Wirklichkeit vermitteln; solche Mittler sind, nach Sigmund Freud, gerade Witz, Humor und Phantasie. Das gleiche Phänomen glaubte ich im April in Berlin zu bemerken. Es könnte – das ist eine Spekulation, die ich nicht beweisen kann – die Bewegung der Jugend 1980/81 zu einer

88

Kulturbewegung zusammenfassen. Vielleicht, daß hier in Zürich noch eine kulturspezifische Hemmung nach außen gerichteter physischer Aggressivität, ein Ergebnis der traditionellen Sozialisation, hinzukommt.

Doch zurück zur Gewalt. Bezüglich der Zerstörung von Dingen, der Delikte gegen Sauberkeit und saubermännische Einrichtungen ist in der Bewegung wirklich kein Unrechtsbewußtsein da, dem man einen hemmenden Einfluß zuschreiben könnte. Anlaß zur Gewalt gibt es hingegen genug. Anfang Juni fand man im Psychoanalytischen Seminar Zürich (Teilstraße) nach einer Diskussion mit Jörg Bopp die stimmige Formel: In der Bundesrepublik verhalten sich heute die Behörden so, als ob sie es vermeiden wollten, daß weitere Terroristen entstehen, in Zürich jedoch so, als ob es darauf ankäme, Terroristen zu produzieren.

Da ich zum Ausbleiben größerer Gewalttaten nicht viel zu sagen weiß, möchte ich wenigstens auf einige naheliegende Fragen eingehen: Gab es unter den Jungen nicht von Anfang an einen harten Kern? Sind unter ihnen nicht eine Anzahl besonders Harter, Zorniger, Rücksichtsloser? Werden sie nicht immer mehr, und entpuppen sie sich nicht als immer böartiger?

Obzwar ich es nicht beweisen kann, glaube ich, daß von Anfang an mehr junge Frauen und Männer dabei waren, die Frustration, Zukunftsangst und Zorn nach außen richten konnten, als überangepaßte, demütig zur Obrigkeit Blickende, auf Konsum Gierige, fleißig nach Karriere Strebende, oder was sonst für Typen. Wie befreiend ein Stein in eine Glasscheibe, ein roter Farbkleck auf den Bauch einer Statue oder eine Benzinflasche ins parkende Auto eines Untersuchungsrichters wirken kann, brauche ich nicht zu erklären. Es hieß schon vor Zeiten: »Der Stein bestimmt das Bewußtsein.«

Hingegen mag es verwundern, daß junge Leute, die ihre Gegenwart als schwer beeinträchtigt und ihre Zukunft als ernsthaft bedroht erleben, sich einmal so genüßlich, dann wieder so verzweifelt gebärden und andererseits immer hartnäckiger und provozierender gegen die Regierenden und alle Etablierten losgehen. Eine solche Psychologie ist leicht nachzuvollziehen. Man stelle sich vor, der

Arzt habe bei jemandem ein unheilbares Leiden festgestellt, das bald zum Tod führt. Die Medizin ist machtlos dagegen. Der Kranke auch. Der eine wird sich depressiv in sein Schicksal fügen, den täglichen Trott fortsetzen. Ein anderer wird den Arzt um Morphinum bitten, sich in die Bnebelung durch Drogen flüchten. Ein dritter wird sich sagen: Jetzt möcht' ich noch leben, die scheußliche Arbeit sein lassen, tun, was ich möchte »happyness now«. Eine Wut auf das Schicksal, ein Aufbegehren würde jeder einmal spüren. Wo wäre die Instanz, der Gegenstand, den man zerschmettern könnte? So mancher würde hin und her schwanken zwischen Resignation und fröhlicher Verleugnung, zwischen Flucht und Zorn. Doch nehmen wir an, der Kranke erführe, daß man in dem Spital dort Mittel hat,

89

sein Leiden zu heilen, es aber nicht einmal versucht. Ich glaube, daß er nicht ruhen würde, dieses wohletablierte Spital mit allen Kräften zu berennen, auch wenn er die Ärzte nie zwingen wird, ihm so zu helfen, wie er es braucht.

7

»Ethnologue: >Wenn das Volk mit seinem König nicht mehr zufrieden ist, ihn nicht mehr will: kann man ihn dann absetzen?<

Ahoussi: >Das eigentlich nicht. Es geht niemand mehr an seinen Hof. Dort sitzt er allein. Ein König, zu dem niemand mehr geht. Was kann er tun? Er ist kein König mehr!«<

(Interview P. P. mit Ahoussi de Bernard, Dorfcchef von Bébou und König von Alangouan; März 1966)

Viele, nicht nur die Achtundsechziger, stört es, daß die Bewegung nicht politisch ist und sich nicht artikuliert; daß sie keine Theorie hat und kein Ziel zu haben scheint oder zu viele Ziele, fast so viele, wie daran teilnehmen. Die einen wollen es jetzt schön haben, ein anderes Leben, mehr Gefühl; andere wollen aussteigen, man soll sie in Ruhe lassen, billige Wohnungen, eine Subkultur in Zürich, wie es in Berlin eine gibt.

Die Könige der Agni sind absolute Herrscher. Es ist kein Verfahren vorgesehen und keine Macht vorhanden, den König abzusetzen. Seine Entthronung (siehe Motto) ist jedoch ein eminent politischer Vorgang: man ignoriert ihn. Wir können uns schwer vorstellen, daß man an der Gesellschaft, an Sachzwängen und Regeln in seiner Stadt nicht mehr teilnimmt. Jeder muß Steuern zahlen. Außer er hat nichts. Jeder muß Beruf und Arbeit haben. Es sei denn, er jobt nur hie und da.

Seit ich die Agni kenne, kann ich mir vorstellen, wie Machtlose einen Despoten entmachten. Bis er es merkt, daß er nicht mehr König ist. Seit ich die Bewegung beobachte, kann ich sehen, daß man aufhören kann, mitzumachen. Die Schweizer Bankgesellschaft (eine der drei Großbanken) hat es früh bemerkt und schon im letzten Herbst einen Kredit von 160 000 Franken bereitgestellt, damit die Jungen ihr AJZ kriegen. Da gehen doch nur wenige hinein. Die anderen werden dann schon wieder mitmachen. Die Behörden wollen es noch nicht merken. Sie versuchen, die Leutchen auszuschließen – einzelne Asoziale sind vorgesehen – oder einzuschließen. Die Gefängnisse haben reichlich Platz. Wissen die Herrschenden, daß keiner mehr König ist, wenn niemand mehr an den Hof kommt? Ist die Bewegung so unpolitisch, wie man klagt?